

That's one of the things that ›queer‹ can refer to: the open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning when the constituent elements of anyone's gender, of anyone's sexuality aren't made (or can't be made) to signify monolithically (Kosofsky Sedgwick 1994, S. 7).

Diese Unbestimmtheit, Ambiguität, die Lücken und Bedeutungsüberschreitungen, die Queer v.a. in Anlehnung an Kosofsky Sedgwick eröffnet, dienen in dieser Arbeit als analytische Brille. Um diese analytische Brille zu schärfen, dienen die Konzepte und Überlegungen von Volker Woltersdorff und Gudrun Perko als Hintergrundfolien. Dabei wird Queer in einer pluralen Variante dazu genutzt, eine Kritik an Hetero- und Homonormativität, an biologischer Verwandtschaft und Zweigeschlechtlichkeit zu formulieren. Ebenso wird dabei von der Verwobenheit von Geschlecht, Sexualität etc. mit weiteren Differenzkategorien und einer Eingebundenheit in kapitalistische Gesellschaften ausgegangen, die eine Verwendung von Queer als Selbstbezeichnung notwendig machen kann.

Um darüber hinaus das queere Potential des Produsage genauer bestimmen und erfassen zu können, erweist sich Gayle Rubins' ›charmed circle‹ als grundlegende queere Taxonomie gewinnbringend. Mit dem ›charmed circle‹ beschreibt Rubin eine Hierarchie von ›gutem‹ und ›schlechtem‹ Sex. Die Arten, die zum ›charmed circle‹ gehören sind heterosexuell, verheiratet, monogam, fortpflanzungsfähig, nicht kommerziell, paarweise, in einer Beziehung, in der selben Generation, privat, nicht pornographisch, auf den Körper beschränkt, ›vanilla‹ (vgl. Rubin 2007, S. 152). Die sich in den ›outer limits‹ befindlichen Arten von Sex hingegen sind homosexuell, unverheiratet, promiskuitiv, nicht reproduktiv, kommerziell, allein oder in Gruppen, zwanglos, generationenübergreifend, in der Öffentlichkeit, pornographisch, mit Objekten, sadomasochistisch (vgl. Rubin 2007, S. 152–153). Dieser Ansatz bzw. dieses Raster ermöglicht es auch in der heutigen Zeit noch zu untersuchen, wie die Grenzen zwischen ›gutem‹ (heteronormativen) und ›schlechtem‹ (queeren) Sex für unterschiedlich positionierte Individuen und Gruppen verlaufen und verhandelt werden. Das was innerhalb und außerhalb des ›charmed circle‹ liegt, kann entsprechend, abhängig von Zeit und Ort, als variabel betrachtet, ergänzt und angepasst werden.

2.1.2 Normativitäten

Zu Beginn der in dem Kapitel verorteten, theoretischen Auseinandersetzung mit den Konzepten Heteronormativität und der Heteronormativitätskritik in den Queer Studies wird noch einmal die Zentralität dieser Kategorie für die vorliegende Analyse den Produsage erläutert: Mithilfe der queeren Inhaltsanalyse werden die ausgewählten Fanfictions und die Online- Gruppendiskussion in Bezug auf die Aus- und Verhandlungen von Hetero- und Homonormativität untersucht. Dazu bedarf es theoretischer Konzepte, die zu deduktiven Kategorien ausgearbeitet werden. Mithilfe dieser Kategorien wird untersucht, ob und wenn ja, wie die Logiken der heterosexuellen Matrix ausgehebelt werden und ob im Zuge dessen queere Utopien entworfen werden. Für die Beantwortung dieser Fragen ist eine theoretische Auseinandersetzung mit den Konzepten Heteronormativität und Homonormativität unerlässlich. Denn diese bilden die theoretisch fundierte

Grundlage des Kategoriensystems und schärfen zugleich den Blick für weitere induktive Kategorien, die sich aus dem Material ergeben. Wie bereits bei der Entwicklung eines Queer-Begriffs gilt es auch hier, offen zu bleiben für das, was noch nicht im Blick ist (vgl. Perko 2008, S. 83–84).

2.1.2.1 Heteronormativität

Mit dem Begriff Heteronormativität beschreibt der Literaturwissenschaftler Michael Warner (1991), Heterosexualität als selbstverständliche, unhinterfragbare und grundlegende Norm von Gesellschaften und Beziehungen. Er führte den Begriff mit dem Ziel ein, (Hetero-)Sexualität zu einer zentralen Kategorie für Gesellschaftsanalysen zu machen und damit Widerstand gegen die Naturalisierung und Privilegierung von Zweigeschlechtlichkeit zu leisten. Gleichzeitig sollte im Zuge dessen auch die Annahme von Heterosexualität als Grundpfeiler von Kultur und Gesellschaft kritisiert werden (vgl. Warner 2004 [1993], S. xiv–xv). Ähnlich beschreibt María do Mar Castro Varela Heterosexualität als Regime, das Sex, Gender und Sexualität so organisiert, dass sie heterosexuellen Normen entsprechen:

Heteronormativity designates a regime that organizes sex, gender and sexuality in order to match heterosexual norms. It denotes a rigid sexual binary of bodily morphology that is supported by gender and sexual identities. As such, heteronormativity is criticized as a naturalizing force that is based on the seductive, coercive or violent character of social norms [...]. It demands a coherence of idealized morphologies, presumptive heterosexual desire and a thoroughly constructed gender binary. As a category of critical social analysis, heteronormativity also draws attention to the ways sexuality – in complex interplay with other categories of social differentiation – functions as a social institution. It influences and becomes effective in all kinds of socio-structural and macro-political processes [...] (Castro Varela 2011, S. 12).

Ob diese Kritik an Heterosexualität und Heteronormativität auch im Producersage zu Vampir:innenserien zu finden ist, wird in der queeren Inhaltsanalyse untersucht. Ich gehe davon aus, dass der:die Vampir:in als (historisch) queere Figur (vgl. Holmes 1997) in den Texten der Produzier*innen dazu genutzt wird, gesellschaftliche und politische Normierungsprozesse zu verhandeln. Durch die Verkörperung als lebende Tote sowie durch eine starke Sexualisierung und Exzessivität in der Repräsentation, so eine weitere Annahme, stellen Vampir:innen eine Störung der gesellschaftlichen Ordnung dar und regen dazu an, Grenzen zu überschreiten, zu subvertieren und queere Utopien hervorzubringen (vgl. u. a. Newitz 2008; Clarke 2014; Lowder 2014). Gleichzeitig, so eine weitere These, stellen diese in kollaborativen Prozessen entworfenen, queeren Utopien eine Kritik an der Konstruktion von Hetero- und Homonormativität in populärkulturellen Texten dar (vgl. Goldmann 2013; Goodman 2015) und bergen für Produzier*innen und Leser*innen das Potenzial alternativer Lebensentwürfe. Im Folgenden werden daher die Logiken, die Wirkungs- und Funktionsweisen von Heteronormativität diskutiert und um kritische Auseinandersetzungen mit dem Heteronormativitätsbegriff ergänzt. Zuletzt werden sowohl die Implikationen für die Analyse der Aus- und Verhandlungen von Heteronormati-

vität als eine von vier zentralen Forschungsdimensionen als auch die daraus abgeleiteten Kategorien zusammengefasst.

In seiner gleichnamigen Einleitung zu *Fear of a queer Planet* (1991) plädiert Michael Warner für eine gesellschafts- und machttheoretische Fundierung queerer Analysen und schließt damit an die Arbeiten von Michel Foucault, Gayle S. Rubin und Judith Butler an. Foucaults Beiträge (1983, 1986a, 1986b) zu Macht und Diskurs und insbesondere auch seine Überlegungen zu Sexualität² bilden zentrale theoretische Ausgangspunkte für das Konzept der Heteronormativität. Denn auf Grundlage dessen ist es nunmehr möglich, Normalisierung als von Macht durchzogenen gesellschaftlichen Mechanismus zu begreifen sowie Identität und Macht als verwobenen Zusammenhang zu denken (vgl. Foucault 1983). Ebenso eröffnet Gayle S. Rubin in *Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sex* (2007) eine Perspektive der ›sexual hierarchy‹, die Gesellschaften durchzieht und strukturiert. Infolge dieser Hierarchisierung wird Heterosexualität privilegiert und normalisiert, abweichende Sexualitäten jedoch diskriminiert, pathologisiert und stigmatisiert (vgl. Rubin 2007, S. 151). Michael Warner (vgl. 2004 [1993], S. xxiii) fordert daran anschließend, einen stärkeren Einbezug der Wirkungs- und Funktionsweisen von Heterosexualität sowie deren Manifestationen innerhalb gesellschaftlicher Strukturen und Institutionen in queere Analysen. Denn Heteronormativität als sexuelles Ordnungssystem strukturiert nicht nur das Sexuelle, sondern ist in einen Großteil gesellschaftlicher Praktiken eingeschrieben (vgl. Warner 2004 [1993], S. xxiii).

Heteronormativität, so Peter Wagenknecht, »benennt Heterosexualität als Norm der Geschlechterverhältnisse, die Subjektivität, Lebenspraxis, symbolische Ordnung und das Gefüge der gesellschaftlichen Ordnung strukturiert« (Wagenknecht 2007, S. 17). Diese Strukturierung von Gesellschaft über Heterosexualität führt dazu, dass Menschen in zwei klar voneinander abgrenzbare und sich in ihren Begehren aufeinander beziehende Geschlechter gedrängt werden. Abweichungen von dieser Norm werden diskriminiert, kriminalisiert, pathologisiert, verfolgt oder ausgelöscht. Einzig in Form von ästhetisch-symbolischen Verschiebungen scheint eine Integration möglich (vgl. Wagenknecht 2007, S. 17).

Ebenso wie Geschlecht und Begehren reguliert Heteronormativität die Produktion von Wissen, den Zugang und die Möglichkeiten politischen Handelns sowie die Verteilung von Ressourcen und (Lohn-)Arbeit (vgl. Wagenknecht 2007, S. 17). Im Gegensatz zu einer monodimensionalen Perspektive bezieht Wagenknecht in seinem Beitrag *Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs* (2007) weitere Kategorien in die Konstruktion von Heteronormativität mit ein:

Heteronormativität ist sämtlichen gesellschaftlichen Verhältnissen eingeschrieben; auch Rassismus und Klassenverhältnisse sind heteronormativ geprägt und prägen ihrerseits die kulturellen Bilder und konkreten Praxen heteronormer Zweigeschlechtlichkeit (Wagenknecht 2007, S. 17).

2 In *Sexualität und Wahrheit Bd. 1* zeigt Foucault auf, dass Homo- und Heterosexualität als zeit- und kontextgebunden begriffen werden können und somit weder ›vorsozial‹ noch ›natürlich‹ sind. Gesellschaftliche Diskurse über Sexualität konstituieren somit auch, dass was an Sexualität(en) lebbar und denkbar ist. Was ›Normal‹ und ›Natürlich‹ ist. Zur Abgrenzung und Definition von Normalität benötigt es ebenso das ›Perverse‹ und ›Abweichende‹ von dieser Norm (vgl. Foucault 1983).

Kurzum lässt sich Heteronormativität als eine zentrale Analyse­kategorie der Queer Theory beschreiben, unter welcher die Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit gefasst werden kann (vgl. hierzu auch Castro Varela 2011, S. 12; Engel 2011a, S. 63–64). Dabei nehmen queer-theoretische Ansätze zumeist Bezug auf poststrukturalistische Theorien, die eine analytische Unterscheidung zwischen Sexualität und Geschlecht vornehmen, Identitätspolitiken in Frage stellen und die Effekte von Macht und Wissen in den Fokus stellen (vgl. Jagose 2005, S. 95–106). Vor allem Judith Butler liefert mit ihrem Konzept der heterosexuellen Matrix einen entscheidenden Beitrag zu queerer Heteronormativitätskritik, indem sie den Verweisungszusammenhang sowie die regulierenden Effekte von *sex*, *gender* und *desire* herausarbeitet (vgl. Butler 1991 [1990]). Die heterosexuelle Matrix bildet, so die Soziologin Nina Degele (vgl. 2005, S. 18–19), eine grundlegende Stütze zweigeschlechtlichen Denkens, indem eine Kohärenz zwischen *sex*, *gender* und *desire* über performative Wiederholungen und Zirkularität hergestellt wird. Degele hält hierzu fest:

[...] Identität wird – das ist immer noch die ›Normalität‹ – aus dem Geschlechtskörper abgeleitet, ebenso aber auch die sexuelle Orientierung. Die damit begründete Identität und sexuelle Orientierung wiederum bestätigt die zugrunde gelegte Zweigeschlechtlichkeit. Nicht nur Sexualität, sondern auch Geschlecht ist eine diskursive Praxis, die sich selbst bestätigt, fortschreibt und verfestigt. Entscheidend ist dabei, dass zur Konstruktion von Normalität diese drei Kategorien (*sex*, *gender*, *desire*) zur Deckungsgleichheit gebracht werden: Natürlich und normal ist eine heterosexuelle Lebensform und Identität in einem zweigeschlechtlichen System. In diesem System ist kein Platz für Inter- und Transsexuelle, Transgender, Schwule und Lesben. [...] Das schließlich macht Heteronormativität zum zentralen Begriff der Queer Theory (Degele 2005, S. 18–19).

Den Bezugsrahmen für die Ausschlüsse von nicht normativen Lebensweisen wie z. B. inter* und trans*, bildet die von Butler konzipierte heterosexuelle Matrix. Denn, »[d]iese Matrix mit Ausschlußcharakter, [...] verlangt [...] gleichzeitig, einen Bereich verworfener Wesen hervorzubringen, die noch nicht ›Subjekte‹ sind, sondern das konstitutive Außen zum Bereich des Subjekts abgeben« (Butler 1997 [1993], S. 23). Diese ›Verwerfung‹, das ›Verworfene‹, und Abjekte konstituieren die »unbewohnbaren« Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen [...]« (Butler 1997 [1993], S. 23). Diese Markierungen durch *Othering* und Ausschlüsse legitimieren »soziale, politische und ökonomische Handlungen, durch die erstens bestimmte Gruppen vom Zugang zu materiellen und symbolischen Ressourcen ausgeschlossen und zweitens die Privilegien der ausschließenden Gruppe gesichert werden« (Çetin 2013, S. 7). Durch die Normsetzung und die Verwerfungen des ›Anderen‹ wird Heterosexualität nicht mehr als eine von vielfältigen Möglichkeiten von Sexualität aufgefasst, sondern naturalisiert und zugleich universalisiert, in kulturellen und gesellschaftlichen Strukturen und Funktionen verankert und institutionalisiert.

Ausgehend von den Grundannahmen über Heteronormativität lassen sich auch Uneinigkeiten und Diskussionen in der feministischen und queeren Theorie bezüglich des Konzepts Heteronormativität finden. Ein Ausgangspunkt dieser Debatten findet sich,

wie Paula-Irene Villa (vgl. 2010, S. 155) ausführt, in der dekonstruktivistischen Theoretisierung von Heteronormativität durch Judith Butler, in deren Logik das Subjekt der Heteronormativität unterworfen sei. In der Folge wird den Subjekten die Handlungsfähigkeit und -macht aberkannt. Butler selbst hat diese Interpretation in *Unbehagen der Geschlechter* (1991 [1990]) zwar teilweise aufgelöst, dennoch bleibt die Frage nach dem Ort und der Konstitution von kritik- und handlungsfähigen Subjekten innerhalb des von Butler formulierten Diskursregimes offen (vgl. Villa 2010, S. 155). Was bleibt, ist also die Frage, von wem, wo und in welcher Form Kritik formuliert und gelebt werden kann – die sich einer Norm widersetzt, sie umdeuten oder eben verändern kann –, wenn das Subjekt zugleich der Heteronormativität unterworfen scheint. Diese Frage stellt sich auch für die Analyse des Prodisusage zu den Vampir:innenserien: Verbleiben diese im Stadium der Dekonstruktion von Normativität oder finden sich zugleich Angebote alternativer gesellschaftlicher Geschlechter- und Begehrnspolitiken?

Neben der Kritik an der Aberkennung der Handlungsfähigkeit von Subjekten in dekonstruktivistischen Theorien steht auch die fehlende Kontextualisierung von Zeit und Raum sowie die fehlende Auseinandersetzung mit Körper und Materialität – mit einer tatsächlichen Leiblichkeit – im Fokus queer-feministischer Diskussionen. Infolgedessen, so kritisiert Villa (vgl. 2003, S. 155, 2010, S. 154), bleibt die Analyse der heterosexuellen Matrix auf einer theoretischen Ebene verhaftet und entzieht sich empirischer Anwendbarkeit. Diese Kritik führt zu dem Vorwurf, dass eine bloße dekonstruktivistische Auffassung von Heteronormativität eben diese durch die vermeintliche Handlungsunfähigkeit der Subjekte weiter stabilisiert und reproduziert, statt sie zu subvertieren oder zu destabilisieren. Hier finden sich in Nina Degeles Ansatz der ›Entselbstverständlichung‹ (2005) und Antke Engels Konzept der ›VerUneindeutigung‹ (2002) konkrete Überlegungen zu Strategien und Handlungsoptionen, die ich im Anschluss an die Diskussion der Konzepte Hetero- und Homonormativität darlege.

Weitere Diskurslinien finden sich vor allem entlang des Verhältnisses von Heteronormativität und Staatsbürger:innenschaft. Für die Politikwissenschaftlerin und Soziologin Christine M. Klappeer stellt sich daher die Frage nach den institutionalisierten, heteronormativen Bedingungen von Mitgliedschaft und Teilhabe sowie den Konstruktionsmechanismen von ›normalen‹ Bürger:innen ebenso wie den »[...] darin eingeschriebenen Norm(alisierungs- und Subjektivierungsmomente[n] (u.a. für LGBTIQs) [...]« (Klappeer 2012, S. 79). Verschiedene Positionen queerer und feministischer Theoretiker:innen finden sich hier vor allem in der unterschiedlichen Beurteilung von Ermächtigung, Disziplinierung und Normierung. Klappeer weist jedoch drauf hin, dass Einigkeit darin besteht, »das[s] der Zugang zu diesen Rechten in der Vergangenheit und Gegenwart durch heteronormative Machtverhältnisse legitimiert war, da Staatsbürgerschaft als Form der (politischen) Teilhabe und des rechtlichen Status für (›weiße‹, ›gesund‹, besitzende) heterosexuelle Männer entworfen und politisch institutionalisiert wurde« (Klappeer 2012, S. 80) und so heteronormative Effekte der – zumindest partiellen – Ausschließung von ›Frauen‹ und LGBTQIA*s zum Vorschein brachte. Gleichzeitig findet sich auch in der »[...] Idee der heterosexuellen – weißen – Kleinfamilie mit der entsprechenden geschlechtlichen Arbeitsteilung« wie sie Sabine Hark und Corinna Genschel beschreiben, eine »Grundlage der Nation als vorgestellter Gemeinschaft [...]«

(Hark & Genschel 2003, S. 148), infolgedessen Staatsbürger*innenschaft zum Gegensatz intersektionaler, heteronormativitätskritischer Analysen werden muss.

Die fehlenden intersektionalen Zugänge bei der Analyse von Heteronormativität kritisiert auch Jin Haritaworn in dem Aufsatz *(No) Fucking Difference? Eine Kritik an ›Heteronormativität‹ am Beispiel von Thailändischsein* (2007). Haritaworn illustriert anhand von Interviews, dass die heterosexuelle Matrix nicht in erster Linie ›heterosexuell‹ ist, sondern sich auch als ›interethnische‹ Matrix darstellt. Das bedeutet, die Differenzierungslinien finden sich in Form einer sexualisierten Hierarchie zwischen Weißen und Asiat:innen. Die der Heteronormativität zugrunde liegende Annahme einer heterosexuellen Matrix bringt demnach einerseits Machtunterschiede zwischen »dominanten und minorisierten Positionen« (Haritaworn 2007, S. 273) hervor, und benötigt diese andererseits für die Konstitution der eigenen dominanten Sexualität. Denn, so Haritaworn weiter:

Den dominanten Konstrukten der ›heterosexuellen femininen Thailänderin‹ und des ›schwulen femininen Thailänders‹ liegt keine ›heterosexuelle Matrix‹ zugrunde, die maskuline Männer und feminine Frauen in eine heterosexuelle Hierarchie und Dichotomie zwingt. Vielmehr beruhen sie auf einer ›interethnischen Matrix‹, in der weiße Leute asiatische Leute feminisieren, sexualisieren und von Ressourcen wie Einwanderung, Bildung, Selbstbestimmung und Sexualität ausschließen (Haritaworn 2007, S. 280).

Queer-feministische Analysen von Heteronormativität stehen deshalb in der Pflicht, auch weitere Macht-, Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse von Gesellschaft einzubeziehen, die mit einer Verflechtung von Heterosexualität und Geschlechternormen einhergehen (vgl. Engel 2009). So sollten neben Sexualität u.a. auch Rassismus und Klassismus als gesellschaftliche Kategorien gefasst werden, die das Soziale organisieren (vgl. Haritaworn 2007, S. 271). Heteronormativitätskritik und queer-feministische Politiken zielen, wie Antke Engel (2002, S. 46–47) ausführt, darauf ab, in gesellschaftliche Machtregime und Herrschaftsverhältnisse zu intervenieren und soziale Hierarchisierungen und Normalisierungen aufzubrechen. Durch eine Kontextualisierung der Forschung und die Berücksichtigung von Ein- und Ausschlüssen besteht die Möglichkeit einer intersektionalen Analyse von Ungleichheitsdimensionen, die es schafft, die Komplexität produktiver Machtverhältnisse nicht zu vernachlässigen (vgl. Hark 2009, S. 324).

Im Fokus queerer Kritik und queerer Analysen stehen, um noch einmal auf Nina Degele zurückzukommen, nun »nicht mehr wie in frauenbewegten Zeiten der 1970er- und 1980er-Jahre ›die Männer‹ und ›das Patriarchat‹, [...]« (Degele 2005, S. 15), sondern normierende Praktiken und Institutionen, die sich auch in der Wissenschaft niederschlagen und unreflektiert z.B. Konzepte von vermeintlich natürlicher Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität reproduzieren (vgl. Degele 2005, S. 15). So lassen sich z.B. mit Hilfe des Konzeptes Homonormativität (vgl. Duggan 2002) die Ein- und Ausschlüsse privilegierter (weißer, westlicher) schwuler, lesbischer und queerer Subjekte und Positionen reflektieren und kritisieren, die eigene Normen produzieren (vgl. Ward 2008; Sykes 2015). Hierauf gehe ich im nächsten Abschnitt ausführlicher ein.

Um eine solche heteronormativitätskritische Analyseperspektive zu installieren, schlägt Nina Degele (vgl. 2005, S. 19–22) vor, zwischen Heteronormativität als *Struktur*

und als *Effekt* zu unterscheiden. Auf der Ebene der *Struktur* finden sich demnach Mechanismen der Naturalisierung, Unbewusstheit/Inkorporierung und Institutionalisierung. Diese sind der selbstverständlichen Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit inhärent, bedingen sie aber zugleich auch. Auf der Ebene der *Funktionsbetrachtung* lassen sich für Degele die Effekte von Normativität beschreibbar machen (vgl. Degele 2005, S. 19). Diese zeigen sich vor allem in der Reduktion von Komplexität, die alle Strukturebenen durchzieht. So finden sich im Alltagswissen Annahmen darüber, dass ›Männer‹ und ›Frauen‹ eindeutig voneinander unterscheidbar wären. Ihnen werden bestimmte Körpermerkmale und Verhaltensweisen zugeschrieben, die sie dann eindeutig einem von zwei Geschlechtern zuordnen. Die Vielfältigkeit von Geschlecht und Begehren, Ambivalenzen und Devianzen werden ignoriert. Dieses Wissen über und die Naturalisierung von körperlichen Merkmalen und Verhaltensweisen ist so selbstverständlich, dass es nicht mehr auffällt und als ›natürlich‹ erscheint (vgl. Degele 2005, S. 22). Degele et al. nennen ein Beispiel hierzu:

Wie dabei ein ›normaler‹ Frauen-oder Männerkörper zu einer bestimmten Zeit auszusehen hat, fließt in deren Gestaltung ein. So lernen Frauen, beim Sitzen die Beine geschlossen zu halten und modellieren ihre Proportionen beim Bauch-Beine-Po-Training nach Schönheitsidealen. Männer wiederum feilen in Fitnessstudios an breiten Schultern und schmalen Hüften, um dem Bild athletischer Männlichkeit näher zu kommen (Degele et al. 2011, S. 5).

Ebenfalls findet sich die scheinbare Natürlichkeit von Geschlecht und Begehren in gesellschaftlichen Mikro- und Makrostrukturen wieder. So produzieren z.B. Arbeitsmärkte, Bildungsinstitutionen und juristische Gesetze heteronormative Körper und Körperpraktiken genauso wie das individuelle Handeln einzelner auf der Mikroebene (vgl. Degele et al. 2011, S. 7–8). Die Reduktion der Komplexität findet sich dabei auf allen Ebenen und trägt z.B. über die Binarisierung von Geschlecht zu einer scheinbar ›erleichterten Orientierung in der Welt‹ bei (vgl. Degele 2005, S. 19; Degele et al. 2011). Eine heteronormativitätskritische Analyse sollte daher sowohl die Strukturen als auch die Funktionsweisen von Heteronormativität im Blick behalten und dabei die Mechanismen der Naturalisierung, Inkorporierung und Institutionalisierung sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene zum Vorschein bringen (vgl. Degele et al. 2011, S. 8–9).

In Bezug auf die Funktionalität und die Logik von Heteronormativität liefert auch Sabine Hark (2016) in Anlehnung an das Konzept *Thinking Straight* der Soziologin Chrys Ingraham (2003) ein Modell heteronormativitätskritischer Analysen, dass sich an das von Degele anschließen lässt. Hark (vgl. 2016, S. 59–60) vertritt in Rekurs auf Ingraham die These, dass Heterosexualität und mit ihr verbundene geschlechtliche Handlungen im Denken selbst verborgen sind. Sie nimmt weiter Bezug auf Lauren Berlant und Michael Warner (1999) und beschreibt Heterosexualität als das, was richtig sei und das, was als ›richtig‹ wahrgenommen wird. Dieses Gefühl der Richtigkeit findet sich ebenso in »[...] Institutionen, Strukturen des Verstehens und praktischen Orientierungen [...]« (Hark 2016, S. 60), die dazu beitragen, Heterosexualität zu privilegieren und zu naturalisieren. Diese Kohärenz und Privilegiertheit findet sich dabei, so Hark (vgl. 2016, S. 60–61), in einer unmarkierten Form (in der Sprache des Persönlichen und Sozialen), in einer

markierten Form (durch Naturalisierung von Heterosexualität) und in einer projizierten Form (als Ideal und Errungenschaft von Kultur). Ebenfalls erscheint es mitunter schwierig, Heterosexualität in ihrer Historizität und Sozialität sichtbar zu machen und zu kritisieren (vgl. Hark 2016, S. 61). Denn Heterosexualität hat sich durch Pseudonyme wie Ehe, Familie, Bevölkerung oder Erbschaft als Geschichte selbst maskiert (unmarkiert), institutionalisiert und wurde damit in der Gesellschaft inkorporiert (vgl. Kosofsky Sedgwick 1994, S. 10). Infolgedessen, so Hark (vgl. 2016, S. 62), wird Heterosexualität – und damit verbunden: Zweigeschlechtlichkeit – zur Voraussetzung von Kultur und Gesellschaft.

Heteronormativität, so wird deutlich, durchzieht sämtliche Bereiche von Gesellschaft und lässt sich entsprechend als von Macht durchzogener gesellschaftlicher Mechanismus der Normalisierung beschreiben. Diesem zugrunde liegt das Verständnis von einer heterosexuellen Matrix, die durch Ausschlüsse von abweichenden Sexualitäten, Geschlechtern und Begehrensformen eine scheinbare Natürlichkeit von Heterosexualität und cis-Geschlechtlichkeit illustriert, institutionalisiert und (re)produziert. Deutlich wird auch, dass Heteronormativität mit weiteren Machtdimensionen wie Klasse, *race*/Ethnie oder Körper verwoben ist und eine queere Analyse infolgedessen die Interdependenzen mit weiteren normierenden Kategorien berücksichtigen muss. Den Fokus der queeren Inhaltsanalyse des Producers zu Vampir:innenserien bilden dementsprechend, in Anlehnung an Nina Degele und Sabine Hark, die Strukturen und Funktionsweisen von Heteronormativität (Naturalisierung, Institutionalisierung, Inkorporierung) ebenso wie die Erscheinungsformen dieser (markiert, unmarkiert projiziert), um herauszuarbeiten, wie Heteronormativität im Producers durch Fans verhandelt wird.

2.1.2.2 Homonormativität

One may enter the mainstream on the condition that one breaks ties with all those who cannot make it – the nonwhite and the nonmonogamous, the poor and the genderdeviant, the fat, the disabled, the unemployed, the infected, and a host of unmentionable others (Love 2009, S. 10).

Nachdem nun die Strukturen und Funktionsweisen von Heteronormativität diskutiert und für die Analyse aufbereitet wurden, wird nun das Konzept Homonormativität theoretisch beleuchtet, um im Anschluss daran mögliche Implikationen für eine queere Inhaltsanalyse herauszuarbeiten. Im Folgenden werde ich daher ausgehend von Lisa Duggans Monografie *The New Homonormativity* (2002) den Begriff Homonormativität definieren, indem ich die Verbindung von Homonormativität und Neoliberalismus nachzeichne. Daran anschließend werde ich die Entwicklungslinien von Homonormativität u.a.

anhand der Begriffe Post-Gay (vgl. Ghaziani 2011) und Gaystreaming (vgl. Ng 2013) skizzieren, um den Einfluss der LGBTQIA*-Community auf Inklusionsprozesse herauszuarbeiten. Dabei werden auch die wissenschaftlichen Diskussionen um Assimilation, Anerkennung, Ausschlüsse und Widerstand einbezogen (vgl. Woltersdorff 2003; Richardson 2005; Gideonse 2015; Hubbard & Wilkinson 2015).

Zentraler Bestandteil der Auseinandersetzungen um Homonormativität sowohl in den USA als auch in Deutschland ist die Einführung der Homo-Ehe und damit die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partner:innenschaften vor dem Staat. Ausgehend davon werden im Folgenden weitere Beispiele für die Konstruktion und Repräsentation von Homonormativität diskutiert. Zuletzt werden aus den vorangegangenen theoretischen Positionen ebenfalls methodische Implikationen für die queere Inhaltsanalyse konzipiert, die sich dann in das Kategoriensystem integrieren lassen.

Werden bislang gesellschaftlich stigmatisierte – vorrangig homosexuelle, aber z.B. auch trans* – Begehrensformen und Geschlechtskörper durch flexibilisierte und neuere Politiken in die oben beschriebenen heteronormativen Strukturen und Funktionsweisen integriert und eingeschlossen, so lässt sich dies als Homonormativität beschreiben. Der Begriff wurde 2002, also deutlich später als Heteronormativität, von der Geschlechterforscherin und Historikerin Lisa Duggan geprägt. Duggan (vgl. 2002, S. 177) beschreibt und kritisiert damit neoliberale Strategien, die sich vor allem seit den 1980er-Jahren beobachten lassen und die dazu genutzt werden, schwule und lesbische Subjekte (zumindest teilweise) in die Gesellschaft einzuschließen und sie an heteronormative Institutionen und Werte anzupassen.

Dieser Prozess wird im Zusammenwirken mit staatlichen Öffnungen, so der Literatur- und Kulturwissenschaftler Volker Woltersdorff (vgl. 2003, S. 914), insbesondere von führenden schwulen, vor allem weißen, Aktivisten in den USA vorangetrieben, die versuchten, Schwule und Lesben als eine ethnische Identität zu verkaufen und dadurch eine Integration in die US-amerikanische Verteilungspolitik zu erreichen. Dabei wurden werden Schwule als »assimilationswillige großstädtische Einkommenselite« (Woltersdorff 2003, S. 914) dargestellt, die sich eine Anerkennung durch den Mainstream herbeisehten. Die Kommerzialisierung und Entpolitisierung von CSD-Paraden, so Woltersdorff (vgl. 2003, S. 915–919) weiter, kann als Ergebnis dieser Bestrebungen betrachtet werden, die zusätzlich zu einer homogenisierten Darstellung nicht-heterosexueller Lebensweisen beitragen und so vor allem die weißen, mittelständischen Vertreter:innen zur Norm erheben. Es geht also nicht darum, Homosexualität zur neuen gesellschaftlichen Norm zu erheben, diese zu naturalisieren und so ein Äquivalent zur Heteronormativität zu schaffen. Vielmehr geht es darum, neoliberale Sexualpolitiken zu etablieren, die sich gegen einen homofeindlichen Konservatismus und gleichzeitig auch gegen queere progressive Politiken richten, um somit vorrangig Schwule und Lesben für staatliche und ökonomische Interessen nutzbar zu machen (vgl. Duggan 2002, S. 175–176). Duggan beschreibt diese neoliberalen Sexualpolitiken in ihrem gleichnamigen Aufsatz als »new homonormativity« und weiter als

[...] politics that does not contest dominant heteronormative assumptions and institutions but upholds and sustains them while promising the possibility of a demobilized

gay constituency and a privatized, depolitized gay culture anchored in domesticity and consumption (Duggan 2002, S. 179).

Zentral hierbei ist die Verbindung von neoliberaler (Sexual-)Politik, Privatisierung/Häuslichkeit und Konsum, sowie die Konstruktion und Imagination einer universellen LGBTQIA*-Community, die diese heteronormativen Diskurse und Werte nicht infragestellt, sondern sie unterstützt und aufrechterhält, sie reetabliert.

Wie Duggan (vgl. 2002, S. 177–178) ausführt, werden seit den 1980er-Jahren innerhalb neoliberaler Diskurse Selbstbestimmung und individuelle Freiheit als Gewinn sowie als Resultate freier Marktwirtschaft und Privatisierung offeriert. Privatisierung meint an dieser Stelle den Transfer von Reichtum und Entscheidungen, von öffentlichen bzw. institutionalisierten, staatlichen Körpern und Einrichtungen hin zu Einzelpersonen oder Unternehmen; so bspw. die Privatisierung von Wirtschaftsunternehmen, von staatlichen Bildungseinrichtungen oder medizinischer Versorgung (vgl. Duggan 2002, S. 178). Neoliberalismus wird dabei häufig als eine Art von Nicht-Politik präsentiert, als eine Möglichkeit weltweit universelle wirtschaftliche Expansion und demokratische Grundwerte zu fördern. Die Kulturpolitiken des Neoliberalismus werden im Verhältnis zur Wirtschafts- und Finanzpolitik relativ selten diskutiert (vgl. Duggan 2002, S. 177). Und eben unter diese fällt auch die vermeintlich egalitäre Sexualpolitik des Neoliberalismus, die z.B. unter dem Label ›Diversity‹ das Versprechen von Anerkennung bislang aus der Gesellschaft Ausgeschlossener verheißt. Die amerikanische Soziologin Diane Richardson beschreibt die Funktionsweisen und den Erfolg einer solchen neoliberalen Sexualpolitik wie folgt:

The rise of a neoliberal sexual politics of normalisation is based on a whole set of assumptions that require critical analysis: the taken for granted meanings and value attached to ›being normal‹, assumptions about what constitutes ordinary sexual and intimate relationships and ›lifestyles‹, the continuing tradition of regarding sexuality as a key indicator of normality, and the idea that there is something we can call ›normal‹ (Richardson 2005, S. 532).

Diese Normalisierung erfolgt über flexible Einschließungen von Homosexualität in heteronormativ strukturierte Gesellschaften als neoliberale Form von Freiheit, wie Richardson (vgl. 2005, S. 521–523) ausführt. Allerdings mit dem Effekt, dass Differenzen und Unterschiede domestiziert, kommerzialisiert, privatisiert und normalisiert werden, auch diejenigen zwischen LGBTQIA*s. Ebenfalls wird die Gefahr, die LGBTQIA*-Personen durch das Infragestellung von Normen für die Gesellschaft darstellen, über diese Einschlüsse in das neoliberale Staatsbürger:innenschaftsmodell kontrollierbar. Denn mit der Konstruktion von verantwortungsbewussten ›normalen‹ und ›gewöhnlichen‹ LGBTQIA*, die eine Inklusion in die Zivilgesellschaft anstreben und begehren, wird gleichzeitig eine Dichotomie von ›guten‹ d.h. assimilationswilligen, selbstregulierenden schwul-lesbischen Subjekten und ›schlechten‹, d.h. von der Norm abweichenden, problematischen ›queeren‹ Subjekten geschaffen. Diese Dichotomie trägt zur Ziehung neuer Grenzen in Bezug auf akzeptierte Formen von Sexualität bei (vgl. Richardson 2005, S. 522).

Im Vordergrund neoliberaler Integrationsbestrebungen steht dabei vor allem die Anerkennung der Arbeits- und der Konsumkraft von LGBTQIA*-Personen. Was folgt ist eine nur scheinbare Gleichstellung homo- und heterosexueller Lebensweisen (vgl. hierzu u.a. Gideonse 2015; Hubbard & Wilkinson 2015). Denn eingeschlossen werden nur diejenigen »Anderen«, die sich den hetero- und homonormativen Strukturen des Neoliberalismus fügen (können), also

[...] diejenigen, die die Norm weniger verletzen als andere: männlich wirkende Schwule eher als Tanten, Schwule eher als Lesben, Mittelstands-Homos eher als Hartz-IV-Homos, Cis*-Menschen eher als Trans*-Menschen und weiße Queers eher als Queers of Colour. Auf diese Weise gelingt es, sowohl heteronormativitätskonforme als auch heteronormativitätsnonkonforme Menschen zu disziplinieren: die einen durch die Androhung, ihre Privilegien zu suspendieren, die anderen durch die Inaussichtstellung, sie an diesen Privilegien teilhaben zu lassen (Woltersdorff 2016, S. 40).

Für die Analyse von Homonormativität ist jedoch auch die Berücksichtigung verschiedener geographischer Entwicklungen zentral, wie Woltersdorff (vgl. 2003, S. 920) ausführt. Denn anders als in den USA haben die lesbischen und schwulen Szenen in der Bundesrepublik Deutschland (BRD), ihre separatistische Ausrichtung erst in den 1990er-Jahren aufgegeben und sich an einer schwul-lesbischen Identitätspolitik orientiert. Zu dieser Zeit hatten die LGBTQIA*-Szenen in den USA bereits Erfahrungen mit dieser Form der Identitätspolitik und deren Grenzen gesammelt. Hier hebt Woltersdorff die inhaltlichen Parallelen der politischen Agenda deutscher und US-amerikanischer LGBTQIA*-Bewegungen hervor, die sehr oft eine »auf Integration und Assimilation zielende Lobby- und Bürgerrechtspolitik« (Woltersdorff 2003, S. 920) verfolgten. Im Laufe der letzten fünfzig Jahre hat sich diese Politik der Normalisierung jedoch weiter gewandelt, wie Diane Richardson deutlich macht:

[...] This is a neoliberal politics of normalisation that, although it too deploys »sameness« with heterosexuals as a central aspect of its argument, differs in emphasising the rights of individuals rather than »gay rights« and in seeking »equality« with, rather than tolerance from, the mainstream. These »equal rights« approaches have become the dominant political discourse in the case of lesbian and gay movements in the USA, and are the favoured strategy of groups such as the Human Rights Campaign and the National Gay and Lesbian Task Force. They have also increasingly become the dominant trend in Canada, Australia, New Zealand, and Europe (Richardson 2005, S. 516).

Lesben und Schwule, so erläutert Richardson (vgl. 2005, S. 522), lassen sich in der Folge als anerkannte Teile der US-amerikanischen Gesellschaft begreifen. Sie sind Bürgerinnen und Bürger, die es wert sind, auch von staatlicher Seite anerkannt zu werden, zumindest insofern sie für ihr privates (wirtschaftliches) Wohlergehen sorgen und unabhängig von staatlicher finanzieller und sozialer Unterstützung sind. Dies kann sowohl für die Entwicklungen in den USA als auch in der BRD festgehalten werden. Daran anschließend lassen sich z.B. prekäre Arbeitsverhältnisse als ein treibender Faktor für die Assimilationsbestrebungen von schwul-lesbischer Seite ausfindig machen. Denn ganz

im Sinne von eigenverantwortlichem Handeln wird den neoliberalen Subjekten abverlangt, ihre ›Differenz‹ als kulturelles Kapital zu vermarkten und dabei stereotyp zu performen (vgl. Woltersdorff 2003, S. 918–920).

Darüber hinaus ist es wichtig, herauszuarbeiten, wie internationale Menschenrechtsorganisationen zur Universalisierung und Vereinheitlichung der Begriffe ›schwul‹ und ›lesbisch‹ führen, und wie lokale und globale Diversitäten und Unterschiede dieser Begriffe verkannt werden (vgl. z.B. Puar & Rai 2002). Demgemäß stellt sich die Frage, welche globalen Definitionen von lesbischen und schwulen Identitäten und Politiken zirkulieren; und genauso, welche (interkulturellen) Machtverhältnisse und Wissensproduktionen in Bezug auf Geschlecht, Sexualität und vor allem in Bezug auf die politische Organisation von LGBTQIA* verbunden sind (vgl. Richardson 2005, S. 527). Wie Richardson (vgl. 2005, S. 528) beschreibt, geht die ›globale‹ Professionalisierung³ mit Ambivalenzen einher: Zum einen lässt sich dadurch eine größere Sichtbarkeit erreichen, die auch von größerer finanzieller Förderung begleitet wird. Zum anderen gehen mit diesen Veränderungen aber auch Spannungen einher, die zur Einschränkung politischer Forderungen und Tätigkeiten führen können. Denn dort, wo es zu Konflikten zwischen Finanzierung und Interessenvertretung kommt, kann es aufgrund der höheren Berücksichtigung von Unternehmensinteressen zu einer weiteren ›Mainstreamisierung‹ von LGBTQIA* kommen (Richardson 2005, S. 524–528).

Diese Tendenz einer Annäherung an den Mainstream wird auch an den Begriffen ›Gaystreaming‹ und ›Post-Gay‹, wie sie von Eve Ng (2013) und Amin Ghaziani (2011) diskutiert wurden, sowie entlang des Diskurses um die ›Homo-Ehe‹ bzw. die ›Ehe-für-Alle‹, sichtbar.

Eve Ng entwirft in ihrem Artikel *A Post-Gay Era? Media Gaystreaming, Homonormativity, and the Politics of LGBT Integration* (2013) eine kritische Perspektive auf die Konsequenzen der neoliberalen Assimilationsbestrebungen und auf die Inklusion von LGBTQIA* in dominante gesellschaftliche Institutionen. ›Gaystreaming‹, also die gezielte Ausstrahlung und Implementierung von LGBTQIA*-Inhalten in unterschiedlichen Medien, zielt laut Ng (vgl. 2013, S. 259–260) darauf ab, ein möglichst breites Publikum zu erreichen bzw. dieses zu erweitern (in diesem Fall durch vor allem schwul-lesbische Zuschauer:innen, aber auch heterosexuelle ›Frauen‹) und gleichzeitig LGBTQIA*-Inhalte in die Mainstream-Medienkultur zu integrieren. Dabei werden vorwiegend wenig diverse_viefältige Repräsentationen von LGBTQIA* abgebildet und reproduziert, sodass es zu weiteren Komplexitätsreduktionen und Simplifizierungen kommt. Folglich wird durch Gaystreaming ein einseitiges Bild von LGBTQIA* reproduziert und Homonormativität auch in den Medien konstruiert (vgl. Ng 2013, S. 259). Diskriminierungserfahrungen

3 Die AIDS-Krise in den 1980er-Jahren in den USA hatte großen Einfluss auf die Professionalisierung und den Ausbau von schwul-lesbischen Organisationen, die ihren Teil zur Assimilation beitrugen, so Richardson (vgl. 2005, S. 525). Jedoch waren es vor allem die professionalisierten, überregionalen schwul-lesbischen Organisationen, die bei der Vergabe von staatlichen Fördermitteln berücksichtigt wurden und die Partner_innenschaften und Kooperationen mit kommerziellen Geldgeber:innen eingingen. Vor allem in den USA – mittlerweile aber auch in Europa – lässt sich dies z.B. am Sponsoring von Gay Prides und CSD-Paraden beobachten (vgl. Woltersdorff 2003, S. 921; Richardson 2005, S. 525–526).

und Marginalisierungen aufgrund von Alter, Klasse oder *race*/Ethnie werden ausgeblendet und verschleiert. Die Kommerzialisierung von LGBTQIA* in den Medien führt, wie Ng betont, auch hier zum Ausschluss nicht-normativer und queerer Lebensweisen und in der Folge zur Konstruktion eines ›guten‹ und ›angepassten‹ schwul-lesbischen Subjekts, dass die Werte der heteronormativen Gesellschaft verkörpert und lebt (vgl. Ng 2013, S. 260).

In seinem Artikel *Post-Gay Collective Identity Construction* (2011) geht Amin Ghaziani der Frage nach der Entwicklung von kollektiven Identitäten in der viel zitierten Post-Gay Ära⁴ anhand einer Studie zur Umbenennung von LGBTQIA* College Organisationen nach. Für Ghaziani zeichnet sich die Post-Gay Ära durch Assimilationstendenzen und -bestrebungen von LGBTQIA* an den Mainstream aus (vgl. Ghaziani 2011, S. 100). Im Kern dieser Entwicklungen steht dabei die Integration in den Mainstream über die Konstruktion und das Hervorheben von Gemeinsamkeiten (›us‹ *and* ›them‹) mit der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft und nicht das Ziehen von Grenzen und Betonen von Unterschieden (›us‹ *versus* ›them‹). Dabei hebt Ghaziani (vgl. 2011, S. 100) hervor, dass dies zum einen auf einer ›virtuellen‹ Ebene geschieht und zum anderen nur für einen (kleinen) Teil der LGBTQIA*-Bewegung gilt, wie auch Duggan (2002) und Berlant/Warner (1999) deutlich gemacht haben. Diese Entwicklung führt zu »escalated internal diversification of lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) communities« (Ghaziani 2011, S. 100). Assimilation und Vielfalt (Diversität) seien Schlagworte, die im öffentlichen ›Post-Gay‹-Raum zirkulieren und diskutiert werden. Unter dem Label ›Diversität‹ werde dabei nur das gefördert und akzeptiert, was sich in den engeren Bereichen des ›Normalen‹ bewegt und dem Ziel der Assimilation in den heterosexuellen Mainstream diene. Eben genau der Teil der Schwulen und Lesben, die geschlechterkonform agieren, der weißen Mittelschicht angehören und die somit am ehesten von der Assimilation an den Mainstream profitieren (vgl. Ghaziani 2011, S. 103–104).

Dabei greift Ghaziani (vgl. 2011, S. 119–120) auf Lisa Duggans (2002) Konzeptualisierung von Homonormativität zurück und macht ›Post-Gay‹ als einen Faktor für eine neoliberale Sexualpolitik ausfindig, der dazu führt, dass Diversitäten und Vielfalt von nicht-heteronormativen Lebensweisen unter dem Label ›Post-Gay‹, Pride, oder Gaystreaming vereinheitlicht werden und unerkant bleiben (vgl. Ghaziani 2011, S. 119). Im Zuge dessen werden heteronormative Institutionen weder herausgefordert noch kritisiert und der politische Anspruch geht weiter verloren. Ghaziani sieht dennoch auch eine Chance, die mit einer Entwicklung einer kollektiven ›Post-Gay‹-Identität einhergehen könnte:

4 Post-Gay wurde als Beobachtung von und Kritik an LGB-Politiken 1994 von dem britischen Journalisten Paul Bursten genutzt. 1998 griff ihn der Journalist James Collard mit Verweis auf Bursten wie folgt auf: »we should no longer define ourselves solely in terms of our sexuality—even if our opponents do. Post-gay isn't ›un-gay‹. It's about taking a critical look at gay life and no longer thinking solely in terms of struggle. It's going to a gay bar and wishing there were girls there to talk to« (Collard 1998). Michael Warner beschreibt ›Post-Gay‹ in seiner 1999 veröffentlichten Monographie *The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life* folgendermaßen: »To be post-gay means to define oneself by more than sexuality, to disentangle gayness with militancy and struggle, and to enjoy sexually mixed company« (Warner 2000 [1999], S. 61–62). Vgl. zu Post-Gay auch Mendelsohn 1996, Warner 2000 [1999] und Seidmann 2004 [1993].

Post-gay could entail a multiculturalist blurring of modernist boundaries and a move toward expanded tolerance and freedom—or it could entail a neoliberal, class- and racially inflected, and surface blurring that redefines the contours of hetero- and homonormativity (Ghaziani 2011, S. 120).

An dieser Stelle bietet es sich an, einen Blick auf die Diskussion um die Einführung der ›Homo-Ehe‹ bzw. ›Ehe-für-Alle‹ als Beispiele für die Konstruktion einer neoliberalen homonormativen, ›Post-Gay‹-Identität zu werfen. Hierzu erweist sich Heike Raabs (2011) Definition von Homonormativität als gewinnbringend. Raab versteht Homonormativität als Projekt,

[...], das jeglichen Anspruch auf progressive gesellschaftliche Veränderung aufgegeben hat. Stattdessen wird mittels Akzeptanz des Gegebenen versucht, spezifische Formen nicht-heteronormativer Lebensformen – wie beispielsweise die Homo-Ehe – durchzusetzen, um gesellschaftliche Teilhabe abzusichern (Raab 2011, S. 132–133).

Entlang der Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Ehe, lassen sich die flexiblen Einschlüsse neoliberaler Sexualpolitiken und die gleichzeitige Privilegierung und Institutionalisierung von Heteronormativität besonders gut verdeutlichen. Die Politikwissenschaftlerin Anna Böcker beschreibt in ihrem Artikel *Weder gleich- noch que(e)rstellen* (2011) die eingetragene Lebenspartnerschaft als Bekräftigung der Hegemonie des heteronormativen Ehemodells, indem z.B. trotz Verbesserung der Rechtslage, der Begriff Homosexualität weiterhin für eine Ab- und Ausgrenzung (*Othering*) genutzt wird (vgl. Böcker 2011, S. 8–9). Ebenso führt Böcker (vgl. 2011, S. 9) aus, dass die eingetragene Lebenspartnerschaft der Ehe nicht gleichgestellt ist, sondern in vielen Punkten benachteiligt wird. Dies schafft eine Hierarchisierung von Lebensformen und Paarbeziehungen, die gleichzeitig Machtasymmetrien und Abhängigkeiten in der Ehe und in Lebenspartnerschaften fördert (vgl. Böcker 2011, S. 9). Auch wenn die eingetragene Lebenspartnerschaft nun durch die ›Ehe für alle‹ abgelöst wurde, bestehen weiterhin Parallelen zu der von Böcker beschriebenen Hierarchisierung von Lebens- und Lebensformen. Denn wie Heike Raab hervorhebt, »die einstige Kritik des akademischen, wie politischen Feminismus an der Ehe als hetero- patriarchalische Institution bleibt unbeachtet, ebenso Forderungen nach der rechtlichen Gleichstellung alternativer Lebensformen, jenseits monogamer Beziehungen« (Raab 2016, S. 9). Die Ehe bleibt als institutionalisierte Idealisierung von Zweierbeziehungen, Monogamie und Kernfamilie unhinterfragt. Monogamie, Ehe, Kinder und der Zugang zum Militär werden im Zuge neoliberaler Politiken nun auch für homosexuelle Menschen zum Standard erhoben (vgl. Duggan 2002, S. 177–187). In der Konsequenz werden durch die Anpassung und Orientierung an die Heteronorm und an traditionelle zweigeschlechtliche Ideale von Männlichkeit und Weiblichkeit erneut gewaltförmige Ein- und Ausschlüsse (re-)produziert (vgl. Duggan 2002, S. 186–187).

Ich schließe dieses Kapitel ab, mit einem kurzen Blick auf die historischen Entwicklungen von Homonormativität. Diesen bietet der geographische Ansatz von Gavin Brown (2015), der homonormative Entwicklungen abseits von Städten und Metropolen untersucht. Dabei setzt Brown sich kritisch mit den Ursprüngen von Homonormativität auseinander und wirft den Überlegungen von Duggan (2002), Puar (2006) und Richard-

son (2005) eine metrozentrische Perspektive vor (vgl. Brown 2015, S. 549). Entlang von Browns Ausführungen wird deutlich, dass Homonormativität vielfältige und komplexe Ausdrucksformen haben kann und sich keinem eindeutig identifizierbaren Ursprung zuordnen lässt (vgl. Brown 2015, S. 552). Zentral für die Analyse von Homonormativität erscheint insbesondere die Idee, Homonormativität nicht als Einheit, sondern als Ansammlung verschiedener Merkmale und Phänomene zu begreifen:

[...] to approach homonormativity not as a single entity, but as a cluster of different traits and phenomena (including: the prioritisation of coupledness and domestic economies; a rejection of public sexual cultures; preference for modest personal pleasures over collective hedonism; and a desire to ›fit in‹ to heterosexual society). Not all of these elements need to be clustered together and aligned for gayspecific social norms to emerge and operate. By examining the ›homonorms‹ that emerge through the diverse economic practices [...], I suggest that homonormativities predate contemporary neoliberalism and are multiple, as well as time- and place-specific (Brown 2015, S. 555).

Besonders in Hinblick auf das Queer Reading erscheint mir dieser Aspekt bedeutend. Denn mit dieser Rahmung lässt sich Homonormativität analysieren und gleichzeitig, um wieder auf Perko (vgl. 2008, S. 74–75) zurückzukommen, das, was (bisher) nicht im Blick war, untersuchen, ohne sich zu stark von einem Kausalzusammenhang zwischen Homonormativität und Neoliberalismus leiten zu lassen. Um die theoretische Auseinandersetzung mit Homonormativität auch in die queere Inhaltsanalyse zu übertragen, lassen sich entlang der obigen Ausführungen folgende Fokussierungsdimensionen für die Analyse der ausgewählten Fanfictions nutzbar machen⁵: Erstens die Kommerzialisierung, Privatisierung und Domestizierung von Homosexualität als tolerierte Abweichung von der Heteronorm. Zweitens Assimilationsbestrebungen und Heteronormativitätskonformität (Paarbeziehungen, ›normale‹ Sexualität, Kernfamilie) über die Betonung von Gleichheit sowie die Anerkennung von Differenzen. Drittens die Abgrenzung und der Ausschluss von ›Anderen‹ über Differenzkategorien wie bspw. *race*/Ethnie, Klasse, Alter oder Körper.

2.1.3 Queere Strategien gegen Normativität

Im Anschluss an die normierenden, normativen, ausschließenden und grenzziehenden Funktionsweisen von Heteronormativität und Homonormativität werden nun Möglichkeiten queerer Widerständigkeiten und Dekonstruktionen aufgezeigt und diskutiert, um eine theoretische Grundlage für die Analyse queerer Utopien im Produsage zu bilden. Dabei gehe ich insbesondere auf die Ansätze von Nina Degele (2005) und Antke Engel (2002, 2009) ein, um Strategien eines Queerings bzw. einer queeren Dekonstrukti-

5 Um die intersektionale Perspektive auch in der queeren Inhaltsanalyse zu erweitern, wird ebenfalls das Konzept Homonormativität entlang der Ausführungen von Jasbir Puar (2006, 2007, 2013) berücksichtigt. Hierdurch wird es möglich, neoliberale schwul-lesbische Assimilationsbestrebungen und Identitätskonstruktionen über *Othering*- und Ausschlussprozesse entlang der Kategorien Nationalität, Staatsbürger_innenschaft und *race*/Ethnie kritisch zu beleuchten.